

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 255.

Posen, den 6. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(8. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Ungeachtet suchte er sie zu beruhigen. Er war nicht tot. Nur gefangen war er gewesen. In Rußland, in Sibirien. Und dann war ihm das Fortkommen schwer geworden. „Ma war doch kee ganzer Kerle mehr seit dem Kopfschuß.“ Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr hatte er die Rückkehr aufschieben müssen. Bis ihm dann ein glücklicher Zufall den Lehmann Maxe aus Berlin in den Weg führte. Da hatten sie sich zusammen durchgeschlagen.

Sie starrte ihn an und hörte wohl gar nicht recht zu. Denn zwischen ihr und dem Bruder lag auf einmal die Wiese, — die schöne Wiese, die ihr nach seiner Todeserklärung zugefallen war. Die würde er nun zurückverlangen. Sie strich sich über die niedrige, gefurchte Stirn. Es war wohl eigentlich schlecht von ihr, daß sie jetzt daran dachte. Aber sie dachte ja seit ihrer kümmerlichen, freudlosen, zerprügelten Kindheit an nichts anderes, als an das Haben, das Reichwerden, das Zurück-Macht-Gelangen. Das war ihr Ziel. Deshalb hatte „sie sich“ den alten Witwer, den Linke, geheiratet und bewirtschaftete als seine Witwe die Berggeistbaude und quälte und plagte sich vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein. Alles schaffte sie allein mit einer billigen jungen Magd und dem bärenstarken, aber schwach sinnigen Stieffohn, den sie beherrschte, dem sie ihren Willen in den schweren Kopf und die trägen Glieder zwang. Maribel, die Stieftochter, diente in Breslau. An der lag ihr auch nichts. Die hatte sich mit der Arbeit gezankt und war eine Neunmaßkluge. Sie hätte sich nicht lenken lassen wie der Martin. Die Geschwister vertrugen sich außerdem nicht. Da war es zwischen ihr und dem Paule doch anders gewesen. Weichere, freundlichere Gefühle bekamen plötzlich in der verknöcherten Seele die Oberhand. Also der Paule lebte! und schwer verwundet war er gewesen, der arme Kerle! Und die Marie — — — Jeses, ob er das schon wußte?!

„Bist schon im Mohnhäusel gewesen?“

„Wo?“ fragte er scharf. Er ahnte, was sie meinte, aber er wollte den Namen, der zu seiner Zeit noch nicht gebraucht worden war, nicht anerkennen.

„Bei der Marie?“

Er nickte nur.

Wanda legte ihm die hartgearbeitete Hand auf die Schulter. „Und willst du dir das so ruhig gefallen lassen?“ — Sie hatte ihre Schwägerin Marie nie sonderlich leiden mögen; seit sie Stefan geheiratet hatte, haßte sie sie. Nicht um ihres armen Bruders willen. Sie gönnte ihr vielmehr den Stefan nicht, der schön und froh, als gäbe es keine Mühen und Plagen, über die Erde ging, und sie gönnte ihr das friedvolle, helle Leben an der Seite dieses Mannes nicht. Wer hatte sie je geärrtelt und verwöhnt und auf den Händen getragen? „Willst du eefach davongehen un stille sein?“

Er zuckte mutlos die Achseln.

Da ereiferte sie sich. Das wollten sie doch erst amal sehen. Es traf sich übrigens gut. In der Gaststube saß der Herr Geier; das war sozusagen „a Adfegate“. „Rechtskonsul“ oder so ähnlich nannte er sich. Er hatte viel zu tun in den Ortschaften ringsumher. Mit seinem kleinen, platten, grasgrünen Auto fauste und hopste er Tag für Tag über die Straßen. Und hier oben kehrte er oft und gern ein, weil ihm der Stonsdorfer nirgends so gut schmeckte. Der Paule würde schon sehen, — der Herr Geier wußte „a Rat“. Er sollte nur mit hinüberkommen. Hunger und Durst würde er doch auch haben. Sie brachte ihm dann gleich etwas. Er brauchte nur zu sagen, was er haben wollte.

Aber er wehrte ab. Er konnte ja hier in der Küche etwas essen. Da drüben waren so viele fremde Menschen.

Sie lachte auf. Fremde Menschen? Lauter gutte, alte Freunde waren das. Der Sportverein „Hohes Rad“ feierte hier seinen „Herrenabend“. Die würden eine Freude haben, wenn sie den Paule wiedersehen!

Er blickte hilflos an sich herunter. Der schöne, neue Anzug, den er sich gestern erst in Berlin gekauft hatte, trug die Spuren des Waldbodens; auch die Mütze war erdig und beschmutzt. Die Schwester brachte eilfertig eine Bürste und half ihm. „So. So. Kumm' od!“

Aus der Gaststube schallten ungeduldige Rufe. „Frau Linke!“ — „He, Wanda, willst du uns verdursten lassen?“

Sie nahm das sprudelnde Wasser vom Herd und füllte es in die dicken Gläser, in die sie vorher den Rum und den Arrak und Zucker getan hatte. Nun hob sie das schwere Tablett mit der dampfenden Last. „Mach' mr od amal de Diere uff, Paule!“ Und sie schob ihn vor sich her. Ehe er sich versah, stand er in dem hellen dunstigen Gastzimmer, umspült von Lärm und Gelächter. Die Zither wimmerte, die Gäste sangen:

„Und zum Schluß, ganz zum Schluß

Schuf der lie—be — Gott — den — Ruß — — —“.

Ein paar Gesichter wandten sich nach der Tür; der Grogduft stieg ihnen in die Nasen. Verwundert blickten sie den Fremden an, und dann — —: „Jeses,“ stöhnte der Hübner Erwin und wurde ganz bleich dabei, als sähe er einen Geist, „das is od der Paule?!“

Und Wanda setzte ihr Tablett auf den nächsten Tisch und nickte feierlich. „Ja, das ist mein lieber Bruder, der von den Toten auferstanden ist.“ Es war ihr dabei zumute wie in der Kirche, so daß sie sogar hochdeutsch sprach, und ihre kleinen, hellen Augen standen voll Tränen.

Das gab nun ein Staunen und Fragen und Händeschütteln. Das Singen hatte jäh aufgehört. „Nu, Paule! — Nu aber, Paule! Nee, nee, so 'was! — Mensch, so erzähl' od! So tu' od erzählen!“

Sie mußten ihm erst von dem starken Grog zu trinken geben, ehe seine Rede in Fluß kam. Dann freilich wurde er ganz gegen seine Art lebhaft, erzählte und gestikuliert und regte sich auf — bis er das Schütteln bekam, und sein armer Kopf mit der roten Narbe hilflos hin und her pendelte. Und die robusten, lebensfrohen Menschen ringsum sahen sich verständnisvoll an und nickten mitleidig und fühlten über ihren erhitzten und zum Teil schon leise umnebelten Köpfen den eifigen

Hauch des großen Grauens, das über sie alle hinweggegangen war.

Aber dann griffen sie zu den Gläsern, um sich wieder zu „stärken“ und die „laue“ Stimmung zu verscheuchen. Und rosigte Nebel wallten und verschleierten die Abgründe, — jene, die hinter ihnen lagen, und — jene, die sich noch aufstun konnten.

Auch Paul Bogt stärkte sich auf ihr freundschaftliches Anraten wieder und wieder. Der heiße Trank schoß ihm wie Feuer ins Blut und ließ ihn all sein Elend für Minuten vergessen. Mit Behagen erzählte er schließlich breit und ausführlich von Berlin, von dem Revue-Theater und den vielen „nackten Weibsen“, die er dort gesehen hatte. Ein trübes Schwärzen brütete im verräucherten Raum. Am Türpfosten aber lehnte der bärenstarke, schwachsinnige Stieffsohn der Wanda, der Martin, und seine kleinen Augen funkelten, während ihm die dicke, feuchte Unterlippe herabhing vor lusternem Staunen.

Einer nur saß abgeondert in seiner Ecke und beobachtete und wartete — bis seine Zeit gekommen war. Jetzt schien es ihm so weit zu sein. „Und Ihre Frau?“ fragte er mit seiner hohen, weichlich-sanften Stimme. Wie ein Schlänglein wand sich die Frage zwischen den Tischen der Aufhorchenden hin und ringelte sich dem lächelnden Paul um den Hals. Er schluckte. Er hob abwehrend die Hand. Seine schon ein wenig glasigen Augen flehten um Erbarmen.

Aber Emil Geier achtete nicht darauf, denn hier hülte für ihn vielleicht ein Geschäft. Aus dem Unglück und der Zwietracht der Leute wuchs ihm ja seine Nahrung und darüber hinaus noch so manches, was ihn dafür entschädigen sollte, daß er sich als häßlicher Gnom, als Verwachsener auf der Erde herumtreiben mußte. Darum wohl auch verstand er sich so gut mit Wanda links. Im tiefsten Inneren waren sie miteinander verwandt. Beide strebten sie skrupellos nach Geld und Macht über die anderen, um sich für erlittene Entbehrungen zu entschädigen. — Durch Wanda kannte er die Familienverhältnisse des Zurückgekehrten genau. Die Sache mußte er in die Hand nehmen. Und es war noch ein besonderer Reiz dabei, wenn man dem Stefan Kaiser, diesem schönen Menschen, der wie eine Tanne gewachsen war, ein Bein stellen konnte, — er, der armselige Krüppel, dem von der Natur so ungerecht Bevorzugten!

Er stand auf und ging zu Paul Bogts Tisch hinüber, hob den langen Arm und legte dem Gebückten, der sich unter den vielen neugierigen Augen in Scham und Jammer wand, die Hand auf die Schulter. — „Der Herr Rechtskonsul, Paule!“ tuschelte die Wanda und gab dem Bruder einen ermunternden Stoß. — Und die hohe, weichlich-sanfte Stimme kroch in Pauls Ohr: „Kopf hoch, Herr Bogt! Noch ist nichts verloren. Beauftragen Sie mich! Dann will ich mit Ihrer Frau reden. Sie muß die zweite Ehe wegen Irrtums anfechten.“

Paul fuhr auf. „An — fechten?“

Aller Blicke hingen am breiten Frostmund des Buckligen. Geier wuchs förmlich, so wohl tat ihm die allgemeine Aufmerksamkeit. „Gewiß, dazu ist sie nach dem Gesetz berechtigt, nachdem Sie zurückgekehrt sind.“

Paul Bogt schüttelte müde den Kopf. Er sah Marie vor sich, wie sie von — dem anderen gesprochen hatte. „Das tut sie nimmer.“

Geier setzte sich an seinen Tisch. „Weshalb soll sie denn das nicht tun? Es kommt nur darauf an, daß ihr jemand Karmacht, wo ihre Pflicht liegt. Sie hat doch gut mit Ihnen gelebt, nicht wahr? Na, also! — Lassen Sie mich nur machen, Herr Bogt! Ich werde Ihnen helfen.“ Es war nicht nur Gewinnsucht, die ihn so reden ließ, nicht nur der Haß gegen Stefan Kaiser; auch das Solidaritätsgefühl des Krüppels mit dem Krüppel sprach mit. „Es darf nicht sein, daß Ihnen der Böhme im Wege steht. Sie haben doch das ältere Recht.“

Das ältere Recht! Das Wort schlug ein. Gemurmel erhob sich unter den Zuhörern. „Wahr is, — das ältere

Recht. A hatt das ältere Recht.“ Und aus Mitleid mit dem Ärmsten, der da so gedrückt und traurig, gezeichnet mit der grausamen Narbe seiner Kriegsverletzung, vor ihnen saß, aus der Anhänglichkeit an den alten Schul- und Schützengrabenkameraden, den Landsmann, aber auch aus der Streitlust des Grograueschen, dem Neid auf den besonderen Menschen, der den meisten von ihnen körperlich und geistig überlegen war, und nicht zuletzt aus der Ablehnung gegen den Fremden, von jenseits der Grenze, braute sich eine feindselige und gefährliche Stimmung gegen Stefan Kaiser zusammen. „Was will denn der Viehm?! Der Bogt Paule hat das ältere Recht. Der Viehm muß fort.“

Und diese Stimmung der anderen empfand Paul Bogt, dem die Welt nicht nur vom reichlich genossenen Alkohol ins Schwanken geraten war, wie eine schützende Mauer, wie einen neuen festen Boden unter den Füßen. Seine Mutlosigkeit schwand. Noch war doch nicht alles verloren, wenn die Marie zu entscheiden hatte. Wohl tauchte ihr blaßes, abwehrendes Gesicht wieder vor ihm auf, und das Fremde, das zwischen ihnen gewesen war, wehte ihm kalt entgegen. Er hob das dampfende Glas, das ihm Wanda sorglich zuzohob, an den Mund, und der kalte Hauch war weg. Wärme umgab ihn, — treue Freunde, die helfend zu ihm standen, — und dieser Herr, der „Rechtskonsul“, bot ihm die Hand: „Schlagen Sie ein, Herr Bogt! Ich werde mit Ihrer Frau reden und Ihre Sache vertreten.“ Seine Sache vertreten? Ja, ja, der konnte das! Der würde das tun. Der redete ja wie ein Buch und würde und machte der Marie schon klar, wo ihre Pflicht lag. Er schlug in die dargebotene Hand ein. Und von allen Seiten hoben sich ihm die Gläser entgegen — auf ein gutes Gelingen.

Was dann in dieser Nacht noch geschah, hätte er später kaum zu sagen gewußt. Man trank und feierte ihn und sang, sang leichtsinnige und auch patriotische Lieder, denn die Menschen werden oft patriotisch, wenn sie etwas zu viel getrunken haben (vielleicht, weil sie dann mit Begeisterung den Halt, den sie als Einzelpersonen verloren haben, beim Ganzen suchen).

Es dämmerte schon sacht, als die letzten Gäste die Berggeisthaude verließen. Frau Wanda ging, wie sie das immer tat, noch einmal durch das Gehöft, horchte in den Stall, sah nach, ob der Schuppen verschlossen war, in dem die Räder der Gäste gestanden hatten, und worin jetzt das kleine, platte, grüne Auto untergebracht war, denn der Herr Geier blieb hier, um gleich heute, — nein, heute war Sonntag, und dem Herrn Geier lag nichts daran, den Stefan zu Hause anzutreffen, — aber bestimmt morgen „die Angelegenheit in die Hand zu nehmen“. Er schlief droben im schönsten Gastzimmer neben dem Bruder, an den Frau Wanda jetzt mit beinahe zärtlichen Gefühlen dachte. Der Paule, ihr gutter Paule! Der durfte so bald nicht fort. Der war jetzt Gold wert. Von überall her würden die Leute kommen, um den zu sehen. Herr Geier hatte ihr versprochen, ausführliche Hinweise in den Zeitungen zu bringen. Das würde das Geschäft heben und glücklich über die stille Zeit hinwegbringen, ehe der Wintersport begann. Auf diese Weise kam der Wert der Wiese längst wieder herein.

Sie stand noch einen Augenblick vor der Haustür. Weiße Frühnebel wallten im Tal. Der Wald schlief; die Hirsche hatten sich ausgetobt. Nur das Gluckern der „Bache“, die nahe beim Hause vorüberfloß, war zu hören. Und von fern kam es wie ein verwehter Hauch:

„Und zum Schluß, ganz zum Schluß

Schuf der lie — be — Gott — den — — —“

Sie schloß unwillig die Haustür. Tummbeeten! Wolte ihr doch in den Sinn kommen, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren eigentlich noch recht jung war, und — daß sie für eine Stunde in den Armen Stefan Kaisers alles geben würde, was ihr sonst als Ziel vor- schwebte.

(Fortsetzung folgt.)

Seiltänzers Glück und Ende.

Von Wilhelm Fischer-Troppau.

Es waren immer die gleichen Baulichkeiten, an denen das hohe Turmseil gezogen wurde, wenn Seilkünstler im Städtchen weilten: Vom Dachfenster des drei hohen Sparassengebäudes bis hinüber ins Turmfenster des Rathhauses mitten am Ringplatz. In der Sonne glänzte das Drahtseil ganz eigenartig. Einem Silberstreifen gleich, der die klare Luft durchschneidet, schien es sich während des Tages über die Garmlosigkeit zu freuen, die unter ihm herrschte, über die vielen Menschen, die oft genug zu ihm hinaufblickten, ein Weilschen Stille standen und dann kopfschüttelnd wieder weiter tröteten. Nicht selten wiegte sich ein Böglein, das aus dem Turmverließ geflattert kam, neugierig auf dem Seil.

Am Abend wurde es am Ringplatz immer lebendig.

In den Wohnwagen der Künstlerchar Balzano brannten schon längst die Petroleumlampen und warfen ihr mattes Licht auf Klasse, abgemergelte Gesichter, und umherliegendes Trikotzeug mit glühendem Firtelanz.

Emilo Balzano, schon durch sein Neuzeres als „Chef“ des Unternehmens zu erkennen, war der einzige, dem man die Not und das Glend der fahrenden Künstler nicht ansah. Seine gesunde Gesichtsfarbe und vor allem sein festes Bäuchlein ließen vielmehr auf bessere Tage schließen. Balzano war ein gutmütiger Patron, der niemand ein Härchen krümmen konnte und — was ihm bei seinem „Beruf“ gewiß zustatten kam — ein Phlegmatiker, den nichts aus der Ruhe brachte. Nur heute, weiß Gott, heute regte ihn jede Kleinigkeit auf. In seiner Aufregung da zankte er auch mit seiner zarten Frau, dem einzigen Familienmitglied, das das waghalsige Handwerk nicht betrieb. Sonst hatte Emilo wohl alle dazu erzogen, Söhne wie Töchter, und heute sollte Klein-Linda, sein jüngstes Kind, die Feuerprobe bestehen. Mag sein, daß das der Grund war, der den sorgenden Vater aus dem Häuschen brachte: Viele Hunderte Male hatte der Alte seine Bravourstücke ausgeführt, ohne Furcht und Zagen, und heute mußte er fühlen, daß er — zitterte. Gerade heute, wo auch sein Ehrentag war; sein dreißigjähriges Jubiläum am Turmseil. Mit sechs Jahren schon hatte er sich das erste Mal sein Geld allein verdienen müssen. Noch wie heute weiß er es, wie der Vater den Ersten-Klassen-schul-taus auf's Seil mitnahm und wie er erfolgreich bestand. Wie toll hatten damals die Leute geklatscht, und als er nachher durch die dichten Reihen der Zuschauer trippelte und um einen Groschen bat, blieb manch Silberstücklein auf dem Zinnteller liegen. Immer wieder erzählte er der kleinen Linda freudig von seinem ersten Erfolg. Heute war an ihr die Reihe. Sie würde es auch so machen, wie Väterchen, denn Furcht kannte die Sechsjährige nicht.

Draußen sumimte es wie ein Bienenschwarm. Den vielen Kindern dauerte es schon zu lange und sie fingen ein Spiel an, um sich die Zeit zu vertreiben. Die Großen plauderten von des Alltags Mühsal, und wenn das Gespräch auf die Künstlerchar kam, da munkelte man dies und das. Nichts Rechtes wußte man.

Da steckten die beiden Söhne Balzanos die Pechfackeln an und entzündeten die letzten Azetylenlampchen. Die Blechmusik setzte ein und spielte den Entreemarsch. Schrille Dissonanzen schrien in die Stille der Nacht.

Wie ein elektrischer Schlag ging es durch die Umstehenden. Es gab jetzt nur ein Thema: Die kleine Linda, deren heutiges erstes Auftreten auffallende Plakate angekündigt hatten.

Was waren für die Schaulustigen, deren aufgepeitschte Nerven immer mehr sehen wollten, all die Kunststücke, die von den Söhnen Balzanos bald auf dem Rad, bald auf Tischen, Bänken und Sesseln hoch oben auf dem Turmseil ausgeführt wurden, was die artistischen Kunststücke der Töchter? — Nichts. Der Sensationsteufel verlangte nach mehr.

Es kam die große Pause. Nach ihrem Ende kletterte Balzano mit seinem Liebling die Leiter zur Höhe empor. Seine Füße wankten. Er mußte stellenweise Halt machen, neue Kräfte zu sammeln. Unten brüllte und klatschte der Volksharpe in wilder Neugier und weckte den Vater aus einer Art Betäubung. Balzano hatte sich die Musik verbeten. Mehr aber als die Bedenklinge es getan hätten, stürzte ihn das Loben der Leute. — Nun hatte er die letzte Sprosse erklimmt, ergriff die Balanzierstange, wiegte und probte — einen Augenblick nur — dann ging's im Laufschrift, mit Klein-Linda voran, bis zur Mitte des Seiles. Hier nahmen Vater und Tochter auf einem Sessel Platz und Balzano brannte das übliche Feuerwerk ab. Ein Schwarm zischender, perlsender Raketen schoß wie Feuergarben gegen den Himmel und zerbarst in Sterne mit so grellen Blitzen, daß der ganze Ringplatz in taghelltem Licht gebadet schien. Und immer dichter wurden die Sterne, und immer neue Raketen freischn über dem Firmament, bis endlich das letzte Lichtbündel erlosch und die Pechfackeln und Azetylenlampchen allein wieder mit ihrem spärlichen Schein die Dunkelheit der Nacht durchbrachen.

Jetzt fiel der Sessel ins Netz. Balzano kehrte ans Gewende zurück, dorthin, wo sich die Leiter befand. Sein Kind tänzelte allein ans entgegengekehrte Ende des Seiles. Unten bei den Zuschauern herrschte Totenstille. Die Jungen zogen von selbst die Spannstricke fester an. Erst als das Kind die Leiter glücklich erreicht hatte und von Balzano freudig in die Arme geschlossen worden war, da löste sich das Schweigen der Gaffer am Ringplatz und unaufhörlich brüllte und klatschte die sensationslüsternen Menge Beifall...

Klein-Linda nahm, wie einst der Vater den Zinnteller und ging unter die Leute.

Balzano war glücklich. Seil hatte er seinen Liebling wieder. Sein Angstgefühl war also doch unnützlich. Wie hätte es auch anders ausfallen sollen bei den Balzanos, dem alten Seiltänzergeschlecht? Weber sein Vater, noch Großvater hatte auch nur auf einen einzigen Unglückstag in den vielen, vielen Jahren der Ausübung dieses gefährlichen Berufes zurückblicken können. Warum sollte es da gerade ihm, dem starken Emilo, mißglücken? Der alte Künstlerstolz regte sich wieder. Balzano glaubte den Leuten, die seiner Linda so rauschenden Beifall spendeten hatten, zu besonderem Dank verpflichtet zu sein. In seinem dreißigjährigen Jubiläumstag wollte er ihnen etwas ganz Apartes zeigen, heute war er in der Stimmung dazu!

Ein Glodenzeichen verschaffte ihm Ruhe und Gehör. Triumpfhierend verkündete er den Dauschenden: Als letzte Nummer des heutigen Programms: „Der Handstand am Seil“. Dann gab Balzano den Burschen den Spannstrick — ein kurzes Kommando.

Schon balanzierte er am Drahtseil, stand plötzlich still und vom nächtlichen Himmel hob sich eine schauerliche Silhouette ab — — Es schien, als sei ein Mensch mit dem Kopf nach unten an ein Kreuz geschlagen.

Da plötzlich ging ein Zucken durch den Körper der Silhouette, sie hatte den Halt verloren, frauchelte und sauste mit Riesengeschwindigkeit in die Tiefe.

Die Angstschreie der sensationslüsternen Menge hatten Balzano nicht reiten können. Im zerrissenen Netz verstrickt, lag er mit zerfetztem Schädel auf dem holprigen Ringplatzpflaster.

J. Weiskirch:

November.

Ausgeträumt ist nun des Sommers goldner Traum
Und verstummt sind seine süßen Lieber,
Laumelnd sinken rings von Busch und Baum
Auch die letzten salben Blätter nieder.

Grauer Nebelfrauen Schleier wehn
Um das tiefe, abschiedsbange Schweigen,
Legte Rosen wie in Tränen stehn,
Oh' sie sterbend ihre Häupter neigen.

Schwer und dunkel hebt ein Krähenzug
Sich von grauen, dürrn Stoppelfeldern
Und verliert mit seltsam müdem Flug
Sich in sturmbrausen dürrn Wäldern.

Ursache und Wirkungen

Humoristische von Max Feber.

1. Ursache.

In dem Städtchen Gänseberg lebte eine Schriftstellerin, namens Elsbeth Brauer. Da die Schriftstellerinnen ihr Geschäft jetzt schon in sehr jungen Jahren beginnen, so wird es niemand wundernehmen, zu hören, daß Fräulein Brauer bereits im Alter von 17 Jahren einen Roman schrieb, der den schönen Titel führte: „Zersprengte Ehefesseln“. Wie dieser Titel andeutet, handelt es sich in diesem Roman um eine Ehescheidung, und da man von solchen 17jährigen jungen Damen nicht wohl verlangen kann, daß sie mit Ehescheidungen und den juristischen Gründen zu denselben genau Bescheid wissen, so wird man es auch Fräulein Elsbeth Brauer nicht verübeln, daß sie sich an sachkundige Leute wandte und deren Rat einholte.

Sie schrieb nämlich an die Redaktion der „Juristischen Blätter“, welche ihr Vater, ein Gerichtsbeamter, erhielt, folgendes:

Sehr geehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir, Sie um eine Auskunft zu bitten. Ich schreibe nämlich einen Roman, in welchem ein unüberträgliches Ehepaar vorkommt. Der Mann ist Registrar, und die Frau ist etwas zänfisch. Eines Tages will der sonst ganz gutmütige Mann nicht länger nachgiebig sein. In seinem Zorn ergreift er die Frau bei den Haaren, schleppt sie durch sämtliche vier Zimmer seiner Wohnung, taucht ihren Kopf in einen Eimer, in welchem sich Terpentin befindet und wirft sie dann in den Fluß, aus dem sie allerdings durch mitleidige Menschen gerettet wird. Ich erlaube mir nun anzufragen, ob diese Behandlung ein stichhaltiger Grund zur Ehescheidung ist. Sollte dies nicht der Fall sein, so könnte der Mann die Frau vielleicht noch teeren oder federn, er könnte sie vom Dach des Hauses fallen lassen, oder sie drei Monate lang in einem dunklen Keller einsperren. Würde das genügen?

Um Antwort unter Chiffre G. B. in G. im Briefkasten Ihrer werthen Zeitschrift bittet Elsbeth Brauer.

(Briefkasten der „Juristischen Blätter“.)

G. B. in G. Der Ehescheidungsgrund ist vollständig ausreichend. Jedoch müssen wir bekennen, daß wir uns solche traurigen Zustände in einer Ehe kaum denken können. Wir waren demnach durch die bloße Andeutung tief erschüttert.

2. Wirkungen.

Frau Eugenie Duze in Grabenhagen.
Neuerste Freundin!

Obgleich deine letzten Briefe in deinem launigen Stil geschrieben waren, konnte mein scharfes Auge doch zwischen den Zeilen lesen, daß irgend etwas in deiner jungen Ehe nicht in Ordnung war. Und wie recht hatte ich. Denke dir meinen Schrecken, als mein Mann mir neulich die „Juristischen Blätter“ vorlegte und ich unter der Chiffre E. D. in G. so inhaltschwere Worte las. Arme Unglückliche! Welch ein Ungeheuer muß dein Mann sein!

Schreibe doch recht bald und ausführlich
an deine dich aufrichtig liebende Freundin

Anna.

Herrn Dr. Eduard Busch in Ganzweiler.
Gw. Wohlgeboren

erlaube ich mir meine ganz ergebensten Dienste anzubieten. Sie erinnern sich wohl noch daran, daß ich bei Ihrem Herrn Vater als Schreiber fungierte. Der Passus unter E. D. in G. in den „Juristischen Blättern“ erinnerte ich mich sofort an Sie. Unter aufrichtigstem Beileid erlaube ich mir Ihnen meine Dienste als Rechtsbeistand in Ehecheidungsangelegenheiten anzubieten. Sobald Sie die Sache mir übergeben, sind Sie in höchstens vierzehn Tagen von Ihrer Frau Gemahlin befreit. Ihre Ermächtigung erwartend, verbleibe

ehrerbietigt

Jonathan Leibrod, Rechtskonsulent.

Frau Emma Bürger in Genf.
Madame!

Als Sie vor wenigen Tagen zu Ihren Eltern nach Genf reisten, wie Sie sich auszudrücken beliebten, Ihre Ehestandesorgen für einige Zeit zu vergessen, hätte ich nicht geglaubt, daß Sie die Taktlosigkeit besitzen würden, wildfremde Leute in Ihr Vertrauen zu ziehen. Was gehen die „Juristischen Blätter“, an welche Sie sich unter Chiffre E. D. in G. wandten, unsere intimen Verhältnisse an? Aber abgesehen davon, was berechtigt Sie, derartig zu über-treiben und die Sache so darzustellen, daß ein fremder Mensch davon erschüttert wird? Jedenfalls genehmigen Sie die Versicherung, daß Sie mir auf halbem Wege entgegengekommen sind. Ja, auch ich ertrage ein solches Leben nicht länger und bin gern bereit, mich von Ihnen scheiden zu lassen. Allerdings wäre ich doch neugierig, welches eigentlich der „vollständig ausreichende Scheidungsgrund“ ist. Sie würden mir mit näheren Mitteilungen einen Dienst, hoffentlich den letzten, erweisen. Nur um die Katastrophe zu beschleunigen, wünscht Ihre baldige Rückkehr

Rudolf Bürger.

Der Riesenspunch des Sir Edward Russe.

Berspüren Sie einen Anflug von Erkältung oder Grippe? Trinken Sie Punch! Wollen Sie tief und angenehm schlafen? Trinken Sie Punch! Sie haben Durst? Trinken Sie Punch! Wie man weiß, wird er meist warm genossen und besteht aus einer stark alkoholhaltigen Flüssigkeit, aus Branntwein, Rum,irsch oder aus Rotwein, in den man Zitronen- oder Orangenscheiben, ferner etwas Muskat und Zimt hineintut. Sehr heiß getrunken, besitzt er in vielen Fällen unbedingte Heilkraft.

Begreiflich, daß er für die Engländer, denen er hilft, ihr kühles und feuchtes Klima besser zu ertragen, ein Nationalgetränk darstellt. Wie sehr sie ihn lieben, davon hat im Jahre 1694 der ehrenwerte Sir Russe ein Beispiel gegeben, indem er den riesigsten Punch herstellen ließ, den die Welt je gesehen.

In ein großes Marmorbassin, das in seinem Garten stand, ließ er vier Riesenfässer Branntwein und acht Fässer destilliertes Wasser gießen, ferner 25 000 Limonen, 80 Zitronen, 13 Zentner Zucker, fünf Pfund Muskat und zuletzt einen Riesenspunch Malagawein hineintun. Ueber das Bassin hatte man ein Dach ausgespannt, damit es nicht etwa in die kostbare Flüssigkeit hineinregnete. Schon vorher war ein kleines Boot aus Rosenholz angefertigt worden, das zierlich auf der dunstenden Flut umherschwamm. Zu seiner Befahrung gehörte ein kleiner Schiffsjunge; Kapitän war Sir Edward Russe selbst. Der Junge hatte vor allem die Aufgabe, den Punschsee auszuschöpfen und das Getränk an die Gäste auf dem Fahrzeug zu verteilen. Natürlich war es ein Ding der Unmöglichkeit für die kleine Befahrung, allein diese Riesensquantitäten zu trinken. Aber Sir Russe hatte schon dafür gesorgt, daß von seinem Punsch kein Tropfen übrig bliebe. Die Zahl der Gäste, die er zu diesem originellen Trunk geladen, betrug nämlich nicht weniger als sechstaufend Personen. Sie sind denn auch, so verlautet, schnell mit dem Alkoholgeiz fertig geworden.

Der älteste Grenzstein der Welt.

In einem der Pariser Museen, dem Cabinet des Médailles, wird ein großer, in Babylonien aufgefundenener Grenzstein aus Basalt aufbewahrt, der ein interessantes Beispiel dafür bildet, wie gut die alten Orientalen es verstanden, ihren Urkunden und Verträgen, selbst wenn sie nichts weniger als Staatsangelegenheiten betrafen, eine fast ewige Dauer zu verleihen.

Die Keilschrift, die ihn bedeckt, gibt ausführliche Auskunft sowohl über das betreffende Grundstück als auch über seine Besitzer und ihre Gebräuche bei Schenkungen und Besitzübertragungen. Das Feld, dessen Lage und Größe auf dem Stein genau bezeichnet ist, bildete nämlich die Morgengabe eines alten Bürgers

von Kar-Madu am Tigris für seine Tochter und seinen Schwieger-sohn. „Sirusur“ heißt es in der entzifferten Inschrift, „Minna-mandus Sohn, schenkte es für alle zukünftigen Tage der Dir Sar-ginaiti, seiner Tochter, der Braut Tab-asap-Marduks, und dem Tab-asap-Marduk; um die Erinnerung an diese Schenkung zu berechnen, erwähnte er auf diesem Stein den Willen der großen Götter.“

Schwerlich hätte der Vater der glücklichen Braut, der so eifrig darauf bedacht war, die Besitzveränderung schleunigst zur Kenntnis der ganzen Stadt zu bringen, wohl gedacht, daß sich die Gelehrten über seinen Stein noch die Köpfe zerbrechen würden; nachdem das alte babylonische Reich schon seit 2500 Jahren zerfallen ist.

Wie sehr man übrigens darauf bedacht war, durch religiöse Momente den Eigennutz Fremder von seinem Eigentum fernzuhalten, lehrt die Fortsetzung der Inschrift. Es folgen nämlich Verwünschungen gegen jeden, der die Marksteine des Feldes verriecht oder irgendwie etwas an seinem Umfang verändert.

„Möge Ninip,“ so lautet eine der offenbar von alterher üblichen Formeln, „der Sohn des Zenith, der Sohn des Erhabenen, seine Länder, Grundstücke und Grenzen wegschwemmen! Möge Sin, der Wächter des Himmels und der Erde, der Sohn des Krieges, Anu, sein Feld überflutet!“

Aus aller Welt.

Der Prinz ohne Führerschein. Der dritte Sohn des schwedischen Kronprinzen, Prinz Bertil, ist dieser Tage zu 5600 Kronen Geldstrafe verurteilt worden, weil er, ohne einen Führerschein zu besitzen, am 9. September einen Kraftwagen gesteuert hat. Der Kraftwagen verunglückte bei dieser Fahrt und der Begleiter des Prinzen, einer seiner Schulfreunde, wurde getötet.

Wie oft sprechen und telegraphieren wir? Die Benutzung des Fernsprechers als geschäftliches und privates Verständigungsmittel hat einen ungeheuren Umfang angenommen, der sich heute vom kleinsten, westentlegenen Erdwinkel bis über ganz Deutschland und darüber hinaus erstreckt. Die Zahl der Sprechstellen betrug Ende Juni dieses Jahres mit 1743 359 Haupt- und 1 086 674 Nebenanschlüssen insgesamt 2 830 033. Im Sprechverkehr wurden in der Zeit vom 1. April bis Ende Juni gezählt: Ortsgespräche 529 760 000, Vororts- und Bezirksgespräche 7 776 000 und Ferngespräche 61 348 000, insgesamt also 598 884 000 Gespräche. Das ergibt auf den Tag 6 654 267 Gespräche, so daß durchschnittlich auf jeden Anschluß 2½ Gespräche kommen. Telegramme wurden aufgegeben 8 703 000 Stück, während 9 114 000 Stück als eingegangen gezählt wurden. Das sind bei einer Gesamtsumme von 17 817 000 Stück, täglich 197 967 Telegramme. Bei der Telegraphie macht sich der Fernsprecher als scharfer Konkurrent wesentlich bemerkbar. So weist die Gesamtzahl der Telegramme gegen den gleichen Zeitraum im Vorjahre (mit 20 481 000) ein Minus von 2 664 000 auf.

Die ultravioletten Strahlen im Dienst des Zahnarztes. Dem amerikanischen Zahnarzt Benedict ist die Entdeckung gelungen, mit Hilfe der ultravioletten Strahlen beginnende und dem bloßen Auge noch nicht sichtbare krankhafte Veränderungen an Zähnen festzustellen. Die Wahrnehmung des Erkrankungsbeginns ist in diesem Falle sogar verhältnismäßig einfach. Betrachtet man normale Zähne im Licht der ultravioletten Strahlen, so zeigen sie starke Fluoreszenzerscheinungen, d. h. sie leuchten und schimmern, wo die sie überziehende Schutzschicht gesund ist. Stellen, an denen sich eine Erkrankung vorbereitet, sind dagegen deutlich erkennbar, da sie nicht leuchten, sondern sich als schwarze Flecken abheben. Durch diese vorzeitige Feststellung von Zahnkrankheiten kann man also manchem Schaden schon vorbeugen, ehe er noch äußerlich sichtbar ist.

Der Mann in der Huttschachtel. Pariser Blätter berichten von einem auffehenerregenden Vorfall, der sich vor einigen Tagen auf einem dortigen Bahnhof abgespielt hat. Einem Wagen entstieg eine Dame, die sich zum Gepäckraum begab und dort eine große Huttschachtel in Empfang nahm. Nach ihrer Uebernahme öffnete sie die Schachtel und heraus stieg ein Mann — ihr Gatte, den sie auf solche Art die Weise hatte zurücklegen lassen. Allerdings ist der Mann, der auf so originelle Art reist, ein Artist, der als „Mensch ohne Knochen“ bekannt ist und die Fähigkeit besitzt, sich so zusammenzurollen, daß er eben in einer Huttschachtel Platz findet.

Fröhliche Ecke.

Die Gnädige. Minna hat sich mit der Gnädigen gezanft. Minna schmeißt die Tür zu, begibt sich in die Küche und schimpft.

Die Gnädige läuft hinterher:

„Minna, sind Sie etwa die Frau des Hauses?“

„Nein!“

„Na, warum benehmen Sie sich denn dann so schweinemäßig?“

Kinder. Klein Dieschen hat Geburtstag. Großpapa kommt gratulieren mit einem großen Paket:

„Wein liebes, kleines Dieschen, ich gratuliere schön zum Geburtstag und hoffe, daß du ein hübsches, großes Mädchen wirst und immer schön artig bist.“

„Danke schön, lieber Opa,“ sagt das kleine Dieschen, „aber hast du denn kein Gedicht gelernt, Opa?“